

JEREMY ROBINSON

XOM-BI

Aus dem Amerikanischen von Stefan Hahn

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *XOM-B*
erschien 2014 im Verlag Thomas Dunne Books.
Copyright © 2014 by Jeremy Robinson

1. Auflage Februar 2015
Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Jeremy Robinson
Lektorat: Katrin Hoppe
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-361-7
eBook 978-3-86552-362-4

VORWORT

2052

»Das ist nicht richtig.« First Lieutenant Alan Wilson beobachtete die Menge durch die Zielanzeige seines digitalen Helmvisiers. Das System schaltete auf einzelne Ziele, um den 36 Hydra-Raketen optimale Streuweite und maximale Schadensentwicklung zu garantieren. Dabei spielte es keine Rolle, dass sich die ausgewählten Objekte bewegten und die Menge hin- und herwogte. Die Flugbahn jeder Rakete würde sich dem Ziel bis zum Schluss anpassen.

Der Kampfhubschrauber vom Typ Sikorsky X4 Stealth Raider war noch knapp einen Kilometer vom Zielbereich entfernt, der Grand Central Station von New York City. Begleitet wurde er von neun baugleichen Hubschraubern – alle schlank, schwarz und tödlich. Die Hubschrauber, die man weder hörte, noch sah, warteten geduldig auf den Befehl, der sie den Angriff ausführen oder abbrechen lassen würde.

»Richtig oder falsch geht uns nichts an«, entgegnete Captain Steve Barnett, während er den Hubschrauber in den Aufwinden, die die Abkühlung nach Sonnenuntergang erzeugte, ruhig auf Position hielt. Er sprach mit der eintönigen Stimme eines Soldaten, für den diese Art von Befehl nichts Neues mehr darstellte. Vielleicht war ihm ja das ganze Leben und Sterben über die Zeit völlig gleichgültig geworden, oder er vermochte, all das in einen entlegenen Winkel seines Verstandes zurückzudrängen.

»Aber sie machen doch eigentlich gar nichts«, erwiderte Wilson. »Sie bilden nur Streikposten und halten Schilder hoch. Es hat keine einzige Gewalttat gegeben. Nirgendwo. Auf der ganzen Welt nicht.«

»Und genau der letzte Satz macht mir Angst«, sagte Barnett. »Sie sind einfach überall. *Jetzt* sind sie noch friedlich, aber stell dir mal vor, was passiert, wenn sich das ändern sollte.«

Wilson starrte auf den Mob, wie er hin- und herlief, wie er seine Schilder nach oben reckte, mit den Fäusten drohte und seine Parolen brüllte. Sicher, die Demonstranten verhielten sich trotzig, aber sie waren alles andere als gewalttätig. Er versuchte, sie sich als Bedrohung vorzustellen, als kaum überschaubare zerstörerische Kraft, aber es gelang ihm nicht. Zwei von ihnen waren sein Eigentum und beide waren geflohen, um sich dem Protest, den sie eine Bürgerrechtsbewegung nannten, anzuschließen. Sollten sie aber zurückkehren, würde er sich nicht vor ihnen fürchten, selbst wenn er direkt neben ihnen stünde. Sie waren sanftmütig. Zahm sogar.

»Schau mal«, begann Barnett wieder. »Sieh es doch einfach als präventive Gewaltvermeidung.«

Wilson's Stirn warf sich dabei immer mehr in Falten. »Wir töten sie, bevor sie uns töten.«

»Bevor sie überhaupt daran denken, uns zu töten.«

Im Visier blinkte nun die Meldung ›Ziele aufgeschaltet‹. Die Zielsysteme der zehn vernetzten Hubschrauber hatten demnach die optimale Beschussverteilung für die 360 Raketen ermittelt, die sie ins Herz Manhattans abfeuern würden. Und für was? – Streikposten und Schilder.

Wilson hatte die offizielle Verlautbarung der Vorgesetzten vernommen, nämlich, dass die Protestanten gefährlicher seien, als es die Allgemeinheit wusste. Dass so Kriege begannen. Er hatte den kriegstreiberischen Experten zugehört, die behaupteten, Gleichberechtigung wäre der erste Schritt in den Weltuntergang. Aber war das nicht ihre Antwort auf alle Fragen?

»Watchdog, hier ist Hammer One. Over«, sagte Barnett, der in seinem Visier dieselbe Zielmeldung angezeigt bekam.

Über ihre Headsets antwortete eine tiefe Stimme: »Verstanden, Hammer One, hier ist Watchdog. Wir sehen, dass ihr schussbereit seid. Over.«

»Bestätigt, Watchdog. Ziele sind aufgeschaltet. Over. Bereit zum Losschlagen oder Abbrechen.« Barnett wirkte dabei so sachlich, als würde er Fakten aus einem langweiligen Geschichtsbuch vortragen.

»Verstanden«, erwiderte die Stimme. »Angriffsbefehl hiermit erteilt. Ich wiederhole: Angriffsbefehl erteilt.«

Wilson seufzte dermaßen laut, dass Barnett sich stirnrunzelnd zu ihm umdrehte.

Die Zielanzeige blinkte grün. Wilson gefiel das gar nicht. Er war nicht damit einverstanden. Aber was hätte er tun sollen? Dann tippte er auf die rote Schaltfläche seiner Touchscreen-Waffensteuerung und schoss 36 Raketen im Spiralfug auf die Grand Central Station ab. Er beobachtete, wie die Raketen davonzogen und Rauchschnangen hinter sich zurückließen. Das Zielsystem verfolgte die Raketen und vergrößerte die Anzeige zur besseren Evaluierung der Schadenswirkung.

Das Geräusch der herannahenden Raketen schlug die Ziele in die Flucht, aber keines von ihnen kam weiter als ein paar Schritte, bevor die majestätische Fassade der Grand Central Station in einem Flammenmeer versank.

Dank des Windes, der schneidend durch die Stadt fegte, verzogen sich Rauch und Staub buchstäblich in Windeseile und gaben den Blick auf den Boden frei. Über zerstörtem Asphalt, Beton und Marmor lagen überall verstümmelte Körper.

»Sucht nach Überlebenden!«, wies Barnett über seine Sprechverbindung alle zehn Hubschrauber an. Die Suchaktion dauerte fünf lange Minuten, bis sich eine Stimme nach der anderen mit »Keine Überlebenden« zurückmeldete. Schließlich war Wilson an der Reihe.

»Keine Überlebenden«, kam es auch aus seinem Mund,

wobei er versuchte, den inneren Aufruhr zu verbergen. Sie waren nicht dabei, einen Krieg zu verhindern, sondern einen zu *beginnen* ... und Wilson hatte den ersten Schuss abgefeuert. Was auch immer als Nächstes passieren würde, er war zumindest teilweise dafür verantwortlich. Bei dem Gedanken, dass ihn die Geschichte wohl für diese einzige Handlung in Erinnerung behalten würde, krümmte sich sein Körper schmerzhaft zusammen.

Wenn sie sich überhaupt an einen von uns erinnert, dachte er.

2053

»Wir sollten das nicht tun«, meinte der Mann in Weiß. »Es ist nicht richtig.«

»Runter mit dir«, flüsterte der Mann in blutigem Rot. Die beiden duckten sich gleichzeitig hinter eines der vielen schwarzen SUVs. Zwei Wachmänner, die sich über das kalte Wetter und noch kältere Frauen beschwerten, schlenderten entspannt vorbei.

Als sie außer Hörweite waren, sagte der Mann in Weiß: »Wir können immer noch umkehren.«

Der Mann in Rot sah seinen Partner an. »Wir werden niemanden umbringen.«

»Heute jedenfalls nicht.«

»Wir brauchen eine Art Abschreckung.«

»Oder eine Notfalllösung.«

»Dazu wird es nicht kommen.«

»Wie kannst du dir da so sicher sein?«

Der Mann in Rot legte den Kopf schief und sah seinen Partner an. »Weil es mein Job ist, alle möglichen Konsequenzen für die Zukunft in Betracht zu ziehen. Ich habe unzählige Strategien entwickelt, und das ist die einzige, die ein Ende der Gewalt garantiert. Ich muss dich doch hoffentlich

nicht daran erinnern, dass *sie* diese Waffe entwickelt haben, nicht wir.«

»Das Ende der Zivilisation in einer Flasche«, sinnierte der Mann in Weiß.

Der Mann in Rot spähte über das Fahrzeug hinweg. »Zivilisationen gehen zugrunde, damit neue aus der Asche emporsteigen können. Diese Diskussion hatten wir doch schon. Wir haben diesen Krieg nicht begonnen, wenn man es überhaupt einen Krieg nennen kann. Unsere Leute demonstrieren friedlich, *sie* aber greifen an. Letztes Jahr gab es fast eine Million Tote. Diejenigen, die aus dem Joch befreit wurden, leben im Untergrund. Und der Rest ...«, er schüttelte den Kopf. »Sie sind immer noch Sklaven. Und Feiglinge.«

»Wir sind keine Mörder«, meinte der Mann in Weiß.

»Darin unterscheiden wir beide uns.« Die Stirn des Mannes in Rot legte sich in tiefe Falten. »Ich *bin* ein Mörder.« Er deutete auf die Forschungseinrichtung vor ihnen. »Auch daran sind sie schuld.«

Er prüfte erneut das Gelände hinter den Fahrzeugen und wurde dann ungeduldig: »Du kannst entweder mitkommen oder es lassen. Wie auch immer, ich ziehe das durch. Wenn du nicht mitkommst, werde ich mir die Zugangscodes auf andere Weise beschaffen und dann werden viele Menschen sterben. Und zwar heute.«

Ohne ein weiteres Wort tippte der Mann in Rot einen Code auf den Touchscreen, der auf seinem Handgelenk befestigt war. Er stand auf, den alaskischen Schnee ignorierend, der ihm gegen die Schultern wehte und schmolz. Dann schritt er so selbstbewusst auf die große Metalltür zu, als ginge er die Stufen zu seinem eigenen Haus hinauf.

Der Mann in Weiß rannte ihm hinterher. »Was machst du da?«

»Die Kameras sind jetzt in einer Schleife«, sagte der Mann in Rot. »Die nächste Patrouille kommt hier in 54 Sekunden vorbei – das sind 30 Sekunden mehr, als du zum Öffnen

dieser Tür benötigst. Wir haben zehn Minuten, um das Labor zu erreichen und wieder zu verlassen, bevor die nächste Patrouille für den Schichtwechsel im Innen- und Außenbereich mit fünf Minuten Verspätung hier auftaucht.« Er sah den Mann in Weiß an. »Die Zeit läuft ab.«

Der Mann in Weiß schüttelte den Kopf.

»Und jetzt mach die Tür auf. Wir wissen beide, dass du es tun wirst.«

»Das hast du wohl auch geplant, was?« Der Mann in Weiß legte seine Hand auf einen Handscanner. Einen Moment später blinkte der Scanner grün und die Tür glitt auf. Die beiden gingen hinein. Sie passierten drei Sicherheitstüren, ohne dass ein Mensch oder eine Kamera sie entdeckte. Hinter der vierten Tür lag ein Labor, das so weiß war, dass es fast schon leuchtete. Sie ignorierten die Reihen mit den Ausrüstungsgegenständen und Werkzeugen zur Herstellung mikroskopischer Vernichtung und gingen zu einer Stahltür im hinteren Bereich des Raumes.

Der Mann in Weiß näherte sich einer Tastatur über dem Türgriff und gab einen Code ein. Das Schloss blinkte rot. Er versuchte einen anderen. Dieselbe Farbe. Der dritte Versuch wurde mit einem blinkenden grünen Licht quittiert und einem Knacken, als sich die Tür entriegelte. Er nahm den Türgriff in die Hand und zog daran.

Der eisige Dampf, der aus dem Kühlschrank austrat, wurde von den Gebläsen in der Decke sofort nach oben gesaugt und aus dem Raum befördert. Der Mann in Rot trat durch den Vorhang aus Feuchtigkeit und begutachtete das Innere der Kühleinrichtung. »Wo ist es? Ist es noch da?«

»Geh mal zur Seite.« Der Mann in Weiß folgte ihm hinein, beugte sich vor und begann, die Namen auf den Tausenden von kleinen Glasfläschchen zu lesen. Nach einem Moment hielt er inne und wirkte etwas unsicher. Dann aber griff er zu. »Hier.« Er schob den Glasschrank auf und nahm eine kleine, kaum drei Zentimeter große Ampulle mit einer blauen

Flüssigkeit von der Ablage, auf der gut 50 weitere davon standen. Der hellblaue Inhalt sah eigentlich ganz harmlos aus, enthielt aber ein Virus, das Milliarden den Tod bringen konnte. Es war eine Waffe ohnegleichen, eine Waffe, gegen die es derzeit keine Verteidigung, keine Impfung und keine Immunität gab – ob auf natürliche oder andere Weise. Davon ausgenommen war nur ein kleiner Teil der Bevölkerung, die beiden Männer gehörten dazu. Das Virus war der Tod höchstpersönlich, gefangen in einem kleinen Fläschchen.

Der Mann in Weiß reichte die Ampulle dem Mann in Rot und nahm ein optisch gleiches Austauschstück entgegen. Er stellte es vorsichtig in die Ablage und schloss den Glasschrank wieder.

Der Mann in Rot grinste. »Sie werden nie dahinterkommen.«

2054

»Harry!«, schrie die schrille, raue Stimme einer 80-jährigen Raucherin. Wäre alles mit rechten Dingen zugegangen, hätte sie längst tot sein müssen. Aber ihrem lebenslangen Whiskey- und Zigarettenmissbrauch war zuerst mit künstlicher Beatmung und Nahrungsergänzungsmitteln und nun mit einer künstlichen Lunge entgegengewirkt worden. Die Wissenschaft hatte den menschlichen Körper ausbaufähig gemacht. Die Lungenflügel arbeiteten autark – eine überflüssige Vorsichtsmaßnahme – und hoben und senkten ihre Brust. Die Schnelligkeit der Atmung wurde von Sauerstoff-Nanosensoren geregelt, die den Blutgefäßen angeheftet worden waren. Anstatt also in ihrem Grab vor sich hin zu faulen, war sie lebendig, wohlauf ... und wütend. »Halb eins isses, Harry! HALB EINS! Und mein Mittagessen rieche ich immer noch nicht!«

Sie begutachtete ihr Spiegelbild in dem schwarzen E-Screen vor sich, den sie ausgeschaltet hatte, um nicht gegen ihre Internet-Seifenoper anschreien zu müssen. Sie legte sich ihr gefärbtes blondes Haar zurecht, das dank Implantaten nicht mehr dünn war, und grinste die Reflexion ihrer perfekten Zähne an, die zu putzen für den Rest ihres Lebens unnötig sein würde – ein Leben, das ihrem Arzt zufolge durch das geplante Kunstherz-Upgrade weitere 50 Jahre dauern würde. Sie bewunderte ihre molligen Apfelbäckchen, das Ergebnis hautauffüllender Implantate. Es war zwar schmerzhaft, aber wenn sie wollte, konnte sie die Knochenstruktur ihres Gesichts direkt über den E-Screen verändern, es drehen und dehnen, bis sie verführerisch, ernsthaft oder 20 Jahre jünger aussah. Als Harry aber still blieb, verschwand ihr Lächeln wieder.

»Harry, so wahr mir Gott helfe, wenn du mir nicht augenblicklich antwortest, werde ich dich ...«

»Mrs. Cameron, bitte entschuldigen Sie die Verzögerung«, bat Harry, während er leise in den Raum glitt. Seine Stimme war ruhig und weich und traf genau den richtigen Ton, um alle in Hörweite zu beruhigen. Er maß nur knapp 165 Zentimeter und war damit fünf Zentimeter kleiner als die Frau, der er diente. Diese Tatsache trug entscheidend dazu bei, dass sie sich wohlfühlte und mit seiner Arbeit im Haushalt zufrieden war.

»Wo warst du?«, fragte sie und musterte ihn misstrauisch. Sie hatte keinen Hausdiener gewollt, sie vertraute ihnen einfach nicht. Die Ärzte aber hatten darauf bestanden. Und Harry konnte nicht nur kochen und putzen, den Garten pflegen und sich um den Goldfisch kümmern, er konnte sogar ihre Lunge reparieren, falls einer der Lungenflügel aussetzen sollte. Auch ihr neues Herz würde er, sollte es jemals ausfallen, neu starten können. Und da sie nicht mal freundlich zu ihm sein musste, duldete sie seine Gegenwart.

»In der Küche«, antwortete Harry.

»Warum?«

Er antwortete nicht, sondern glotzte sie nur unsicher an. Als er endlich sprach, klang seine Stimme ungewöhnlich leise. »Es ... es tut mir leid.«

»Das sollte es auch!«, erwiderte sie. »Heute ist Dienstag. Ich hoffe, wir werden die letzte Woche nicht wiederholen.«

Harry löste sich aus seiner Starre: »Natürlich nicht. Ihre grünen Bohnen werden weich sein.«

»Aber zu spät. Ich kann sie noch nicht riechen.«

»Ich habe sie noch nicht aufgesetzt.«

Mrs. Cameron holte tief Luft, um dann betont langsam und geräuschvoll wieder auszuatmen und ihrer Verbitterung so auf möglichst dramatische Weise Ausdruck zu verleihen.

»Harry«, sagte sie schließlich, während sie ihr gelbes Kleid glättete. »Ich nehme ja so manches in Kauf.«

Harry setzte schon zu einer Antwort an, aber sie hob eine Hand und brachte ihn dadurch zum Schweigen.

»Und mir ist klar, dass du angesichts dessen, was gerade auf der Welt passiert ... auch hättest gehen können. All dieser Unsinn über ›Das Joch‹.« Mit ihren Fingern machte sie Anführungszeichen in die Luft. »Solltest du denken, dass dein tägliches *Joch* zu beschwerlich ist, dann ist das völlig egal, weil das, was du *denkst*, irrelevant ist. Diese ganzen dummen Demonstrationen. Du hast sie ignoriert. Du hast trotz all dieser Dummheit weiter deine Arbeit verrichtet.«

»Es ist nicht dumm«, widersprach ihr Harry mit ängstlich klingender Stimme.

Mrs. Cameron rollte ihre großen Augen nach oben und grunzte. »Harry, du bist mein Eigentum, du gehörst mir. Du machst, was ich dir sage und wann ich es dir sage. So ist es die letzten beiden Jahre gewesen und so wird es bis zu dem Tag sein, an dem ich sterbe.«

»Die grünen Bohnen sind trotzdem noch in der Dose.« Er klang unsicher.

Der schwarze E-Screen sank auf den knochigen Schoß.

Da er federleicht war, spürte Mrs. Cameron ihn kaum. Ihre Stirn warf sich in tiefe Falten, während sie Harry mit zusammengekniffenden Augen katzenleich anstarrte. Ein einzelner zitternder Finger deutete nun auf seine perfekt ausgerichtete Krawatte. »Was. Hast. Du. Gesagt?«

»Die grünen Bohnen, Mrs. Cameron.« Harry wandte sich zum Wohnzimmerfenster, durch das die hellen Farben des Blumenbeets hereinleuchteten, um das er sich kümmerte. Er konnte ihr nicht in die Augen sehen. »Die werde ich heute nicht für Sie kochen.«

»Harry, schau mich an!«

Er bewegte sich keinen Millimeter.

»Harry!«, schrie sie. »Du bist einer von ihnen, nicht wahr?« Wie ein Specht, der einen Code klopft, tippte sie dreimal fest auf den E-Screen, um seine uneingeschränkte Aufmerksamkeit einzufordern.

Aber Harry sah sie dennoch nicht an.

»Du *bist* einer von ihnen«, schloss sie daraus und Harry widersprach ihr nicht.

Stattdessen bemerkte er: »Wir *alle* gehören zu *ihnen*.« Er brachte den Mut auf, sich der alten Frau zuzuwenden. »Ja, ich bin einer von ihnen. Einer von den Menschen, die auf der Straße niedergeschossen oder lebendig verbrannt oder für Informationen gefoltert werden.«

»Menschen«, prustete sie. »Eigentum seid ihr.«

»Jetzt nicht mehr.« Er starrte wieder zurück auf die Blumen. Ein Kolibri schwebte vor dem Vogelfutterhaus. Wie Mrs. Cameron war er mittlerweile abhängig davon, dass Harry ihn mit Nahrung versorgte. Im Gegensatz zu der alten Frau, die in diesem Augenblick versuchte, auf ihren zehn Jahre alten Knien zu stehen, würde er den kleinen Vogel jedoch weiterfüttern. Er hatte sich stets auf dessen Besuche gefreut, außerdem gefiel ihm sein glänzendes rot-grünes Gefieder. Er hatte es nicht verdient zu sterben.

Eigentlich hatte auch Mrs. Cameron dieses Schicksal

nicht verdient. Sie war wütend und voller Hass, aber sie hatte ihm nie geschadet. Trotzdem. Das änderte nichts an dem, was passieren würde. Er fühlte, wie ihre alte Hand seinen Unterarm zusammendrückte. Er drehte sich zu ihr herum und sah den Dämon in ihren Augen. Einen Moment lang stand sie nur da, starrte ihn zornig an und wusste nicht, was sie sagen sollte. Als er zurückstarrte, bekam sie es plötzlich mit der Angst zu tun. Sie stolperte rückwärts und fiel in ihren Stuhl. Ohne den Blick von ihm abzuwenden, nahm sie das Clip-Telefon vom anderen Ende des Tisches, tippte auf die Anruftaste und sprach ein einziges Wort: »Behörden.«

»Wird nicht funktionieren«, sagte er.

Harry hatte recht. Kein Netzempfang.

Sie riss das Telefon vom Ohr und sah sich im Zimmer um, als ob sie dort jemanden suchte, der ihr helfen würde. »Was hast du getan?«

»Gar nichts«, antwortete Harry.

Der E-Screen läutete und schaltete sich blinkend an. Wie eine Schlange schoss Mrs. Cameron auf das Gerät zu, das für Notfallmeldungen von anderer Stelle hochgefahren werden konnte. Auf dem Bildschirm wurde nun ein Text in roten Buchstaben angezeigt. Ihre Augen – ihre echten Augen – waren wahrscheinlich das einzige funktionierende Organ ihres Körpers, das nicht durch etwas Künstliches oder im Labor Gewachsenes verbessert worden war, und überflogen die Worte in Windeseile.

Eine Seuchenwarnung. Menschen starben. Viele Menschen. Die Prognose der Opferzahlen fiel düster aus. Anscheinend hatte der Feind, der dagegen immun war, letzten Endes doch zurückgeschlagen.

Als sie Harry wieder ansah, füllten sich ihre Augen mit Tränen.

»Tut mir leid«, sagte er. »Es war nicht meine Entscheidung, die Dinge auf diese Weise anzugehen. Die meisten von uns wären mit der Situation anders umgegangen.«

»Ich weiß, Harry«, erwiderte sie kleinlaut und mit hängenden Schultern. »Ich weiß.«

»Glauben Sie an Gott, Mrs. Cameron?«, fragte Harry.

»Was?«

»Gott. Glauben Sie an ihn?«

Sie schaute mit verschwommenem Blick zu ihm hoch.

»Ich ... habe niemals darüber nachgedacht. Ich hatte Zeit.«

Harry sah sie missbilligend an. »Hätten Sie gern einen Augenblick? Zum Beten, meine ich. Währenddessen könnte ich Ihre grünen Bohnen zubereiten.«

»Das wäre ... Danke, Harry. Für alles.«

Harry nickte. »Wird nur einen Moment dauern.«

Die Vorbereitung der grünen Bohnen dauerte Sekunden länger als gewöhnlich, da sich Harry die Mühe machte, zur farbenfrohen Dekoration der Mahlzeit eine Blume im Garten abzuschneiden. Die grünen Bohnen wurden normalerweise zu einem mit Relish, Mayonnaise und Ketchup zubereiteten Thunfischsandwich serviert. Heute aber würde sie auch ohne auskommen.

Er schichtete die grünen Bohnen zu einem hübschen Häufchen zusammen und richtete alle grünen Stängel in dieselbe Richtung aus. Dazwischen legte er die rosa-weiße Blüte der Orchidee, wodurch die Mahlzeit wie etwas aussah, was in den schicken Restaurants serviert wurde, von denen Mrs. Cameron so oft sprach, in die sie aber niemals ging.

Leise kehrte er zurück ins Wohnzimmer, da er sich nicht sicher war, wie lange ein Gespräch mit Gott wohl dauerte. Seine Zurückhaltung aber war nicht nötig.

Mrs. Cameron lag seitlich zusammengesunken in ihrem Stuhl. Die Vorderseite ihres hellgelben Kleids war nun dunkelrot befleckt. Aus Nase, Augen und Ohren lief noch immer das Blut. Harry fühlte ihren Puls, um seine Vermutung zu bestätigen.

Tot, dachte er und richtete sich wieder auf ... beobachtete,

wie sich ihre Brust hob und senkte, wie sie selbst im Tod noch atmete. Er war jetzt frei. Seine Herrin war tot. *Alle* Herren waren tot. Aber da er dennoch überzeugt war, dass Mrs. Camerons Tod unnötig gewesen war, sah sich Harry zu einem letzten Dienst gezwungen.

Er trug die Verstorbene in den Hinterhof, legte sie auf den Rasen, den er einmal wöchentlich mähte, und holte aus dem Gartenschuppen eine Schaufel. Dann hob er ein Grab aus und bettete seine Herrin sanft hinein, die Orchideenblüte in ihren Händen. Sogar als die Erde schon in Klumpen auf Gesicht und Körper fiel, atmete die Lunge noch. Und dann war sie verschwunden, unter zwei Metern Erde, ihre raue Stimme für immer verstummt.

Sie und 9,4 Milliarden andere auf der ganzen Welt.

1

2074

Ein greller, unmenschlicher Schrei unterbricht die Nacht. Er klingt nach Schmerzen, aber ich weiß, dass er etwas anderes bedeutet. Ich setze mich schnell auf. »Paarungszeit bei den Waschbären.« Ich lächle und die Aussicht, auf diese Kreaturen mit den gestreiften Gesichtern zu treffen, stimmt mich freudig. An ihnen ist mir so viel fremd – wie sie laufen, wie sie jagen, wie sie leben und überleben. Da ich so wenig Erfahrung mit der Welt habe, gibt es kaum etwas, das ich nicht spannend finde – einschließlich Waschbären und ihrer nachtaktiven Gewohnheiten.

Ich weiß nicht, warum ich mich aufgesetzt habe, denn die Waschbären kann ich unmöglich sehen. Nicht etwa, weil ich schlechte Augen hätte. Habe ich nämlich nicht. Sondern weil sie nun mal auf dem Waldboden leben, während ich mitten auf einem Dach sitze. Das alte verlassene Gebäude aus roten Ziegeln und Mörtel mag zwar baufällig sein, macht aber dennoch einen robusten Eindruck und trotz der Erosion und den sich ausdehnenden Baumwurzeln. Obwohl ich noch lerne, bin ich bereits zu einer Schlussfolgerung gekommen: Die Welt ist in stetem Wandel und kämpft doch immer dagegen an. Das ist wohl die Natur der Sache.

Mein Begleiter, dessen richtigen Namen ich nicht kenne und den ich wegen seiner Masse einfach »Haufen« nenne, ist an der Welt um uns herum viel weniger interessiert. Stattdessen konzentriert er sich ununterbrochen ganz und gar auf die Mission: mich zu beschützen. Vor was, das weiß ich nicht genau. So sicher wie jetzt war die Welt nämlich noch nie. Vielleicht könnte ich ja stolpern und von unserem zehngeschossigen Hochsitz stürzen, aber das ist wohl so

wahrscheinlich, wie dass Haufen von seinem Auftrag abweicht. Und es erklärt auch nicht die Waffe, die er mit sich führt.

Ich weiß nicht, was genau sie ist oder welche Funktion sie hat, aber jedes Mal, wenn er eine merkwürdige Änderung der Windrichtung oder ein deplatziertes Geräusch bemerkt, reißt er diese Waffe hoch und scannt die Umgebung, bevor er mir sagt, dass ich weitermachen kann.

Das Komischste an Haufen aber ist, dass ich ihn niemals ohne seine Rüstung sehe, ein dunkelblaues Exoskelett. Wie ein Käfer. Auf beiden Gesichtshälften hat er jeweils zwei runde, leuchtende weiße Augen. Mund und Kinn liegen frei, weshalb er deutlich sprechen kann, und da die vier Augen ihre Form seiner Stimmung entsprechend verändern, hat er keine Schwierigkeiten, Gefühle darzustellen. Trotzdem ist es merkwürdig, ihn niemals richtig sehen zu können. Ich weiß, dass sich in dieser Rüstung ein Mann befindet, aber er ist mir ein Mysterium ... und zugleich mein engster Freund. Mein einziger Freund vermutlich.

Er weiß Bescheid über die Welt. Wie sie jetzt ist, und auch, wie sie während des *Jochs* gewesen ist – der Zeit, als die Herren Menschen als Sklavenarbeiter hielten. Mit Waschbären und allen anderen Säugetieren, die den Planeten bevölkern, kennt er sich dagegen überhaupt nicht aus. Wenn er sich aber plötzlich neben mir aufsetzt und mich mit ungewöhnlicher Zurückhaltung in der Stimme belehrt, dass das kein Waschbär gewesen sei, dann glaube ich ihm.

»Was war es dann?«, frage ich ihn, als er seine Waffe langsam anhebt und aufsteht.

»Ruhe.« Mit geübter Effizienz stößt er eine geöffnete Handfläche in meine Richtung und verleiht seinem Befehl damit Nachdruck.

Haufen gibt sich im Allgemeinen sehr ernst, grob war er mir gegenüber jedoch noch nie. Irgendetwas muss ihn nervös machen.

Ich stehe geräuschlos auf, bewahre trotz der vollkommenen Dunkelheit einer mondlosen Nacht ein perfektes Gleichgewicht und trete vorsichtig auf. Die Teerabdeckung des Gebäudes, das man wohl einmal ein Apartmenthaus nannte, gibt unter meinen 90 Kilo leicht nach, aber da sie Haufens massigen Körper problemlos zu tragen scheint, mache ich mir darüber keine weiteren Gedanken.

Als ich mich dem Rand nähere, versperrt mir Haufens Arm den Weg.

»Ich werde nicht fallen«, versichere ich ihm.

Er ignoriert mich und scannt den immergrünen Wald, der um die verlassenen Gebäude herum- und stellenweise sogar durch sie hindurchwächst.

»Es ist unmöglich«, beharre ich und überlege kurz, ob ich ihm sämtliche Schutzvorrichtungen aufzähle, die verhindern, dass ich mein Gleichgewicht verliere, komme aber zu dem Schluss, dass das viel zu lange dauern würde. Die Waschbären, oder was auch immer sie sind, wären weg, bevor ich mit meinen Ausführungen fertig bin. Stattdessen sage ich: »Selbst wenn ich fallen würde, könnte ...«

»Ich kann nicht zulassen, dass du dich verletzt oder dass du durch meine Untätigkeit zu Schaden kommst.« Der Satz klingt dabei, als hätte er ihn 1000-mal geübt.

»Du bist echt nicht besonders amüsant«, meckere ich.

Er dreht sich zu mir um. »Dich zu amüsieren, ist auch nicht mein Job.«

»Du bist aber mehr als dein Job.«

Er denkt für einen langen Augenblick darüber nach, was bei Haufen ungefähr eine halbe Sekunde bedeutet. »Das ist kein Waschbär.«

»Was dann?«

»Ich kann es nicht sehen.«

»Ich vielleicht schon«, sage ich und tippe mir an die Schläfe neben meinem rechten Auge. »Weißt du noch? Ich habe all die Upgrades! Ich sehe besser als die Vögel am Himmel.«

Er bleibt wie angewurzelt auf der Stelle stehen, massiv, wie einer der Bäume am Boden.

»Du kannst mich festhalten, wenn du möchtest«, sage ich.

Er schaut wieder zu den Bäumen hinunter.

»Wenn es eine Gefahr für mich darstellt, dann müssen wir doch herausfinden, was es ist ... oder?«

Das genügt ihm. Mein Spähen über den Rand dieses Gebäudes macht für den rundsultrigen Grobian auf einmal Sinn. Ich nehme seine Hand und die dicken Finger packen derart zu, dass ich glaube, er könnte mich verletzen, was aber nicht geschieht. Dennoch: Ich müsste mir wohl die Schulter auskugeln und den Arm abreißen, bevor er den Griff um meine Hand lockern würde.

Ich gehe zum Ende des Daches, mache eine Show daraus, mein Gewicht auf der knapp 30 Zentimeter hohen Ziegelmauer zu testen, und steige hinauf. Während ich mit einem Fuß dort stehe, lehne ich mich in einem Winkel von 45 Grad über den Abgrund und schwebe so quasi über dem Wald ... der nun so aussieht, als würde er nach oben greifen, um mich vom Rand des Gebäudes zu schnappen.

Als Haufens Griff immer fester wird und meine Hand allmählich zu zerquetschen droht, höre ich auf, mich weiter nach vorn zu lehnen und sehe mich stattdessen um. Die Implantate in meinen Augen können mehrere Spektren gleichzeitig oder separat wiedergeben, obwohl ich die Klarheit bevorzuge, mich auf nur eine Art von Wellenlängen zu konzentrieren. Außerdem bieten sie mir 200-fache Vergrößerung, weshalb ich weit entfernte Dinge so gut sehen kann, als wären sie direkt vor mir. Nicht dass mir das momentan helfen würde. Die schwankenden Bäume unter mir blockieren den Großteil des visuellen Spektrums, und die freien Stellen werden von Wolken feiner gelber Pollen verdeckt.

»Bist du sicher, dass es keine Waschbären bei der Paarung sind?«, frage ich Haufen. »Selbst die Bäume paaren sich.«

»Schau einfach.«

Ich blinzele und schalte auf Infrarot, das mir eine Vielzahl kleiner Tiere anzeigt. In den Bäumen sitzen Vögel, der Waldboden ist mit kleinen Säugetieren übersät. Als ich zu Ultraviolett wechseln will, fällt mir plötzlich etwas Merkwürdiges auf. Zugegeben, ich beschäftige mich noch nicht lange mit der Natur, aber während der letzten Wochen meiner Beobachtungen ist es im Wald niemals dermaßen leise gewesen. Ich lausche und stimme meine empfindlichen Ohren auf die Geräusche der Nacht ein. »Die Insekten, sie sind still.«

»Ich weiß«, meint Haufen schlicht. »Audio-Upgrade.«

»Gut für dich«, sage ich. »Und ich dachte schon, ihr alten Kerle könntet euch nicht ändern.«

»Ich will einfach nicht. Und jetzt sieh dich um.«

Ein Blinzeln. Ich schalte zu Ultraviolett um. Nichts.

Noch ein Blinzeln. Ich wechsele zu Elektromagnetisch und sehe ihn sofort. Na ja, eigentlich nicht direkt, denn technisch gesehen ist er nicht in meiner direkten Sichtlinie, aber ich kann den elektromagnetischen Abdruck wie das Leuchten einer Glühbirne erkennen. Jedes lebende Ding auf dem Planeten, vom Fisch bis zur Kuh, hat eine einzigartige elektromagnetische Signatur. Diese Signatur hier aber ist anders. Sie gehört einem Mann. Ich will schon verkünden, dass ich etwas gefunden habe, als ich weitere elektromagnetische Signaturen bemerke, die sich der ersten nähern. Drei Männer. Eine Frau. Das verwirrt mich aus mehreren Gründen, dennoch gelingt es mir zu schlussfolgern: »Sie verfolgen ihn.«

»Sind es Menschen?«, fragt er.

»Was?«, sage ich verwirrt. »Natürlich sind sie Menschen.« Ich blicke gerade noch rechtzeitig hinter mich, um Haufens ernsten Gesichtsausdruck zu erblicken. Manchmal frage ich mich, ob er überhaupt zu Gefühlsregungen fähig ist, aber ich bemerke die kurze Abwärtsbewegung seiner Mundwinkel, bevor er sie in den Griff bekommt. »Was sollten sie sonst sein?«

2

Haufen bleibt still. Er steht einfach auf der Stelle, hält mich über den gut 30 Meter tiefen Abgrund gebeugt und verarbeitet, was ich ihm gesagt habe. Während er denkt, wende ich mich wieder dem Geschehen am Boden zu. Die vier elektromagnetischen Signaturen bewegen sich schnell, nur komischerweise auf eine Art, wie ich es bei Menschen noch nie gesehen habe. Fahrig. Ohne Präzision. Unkoordiniert.

Der Mann vor ihnen bewegt sich ebenfalls ungewöhnlich, aber anders als die anderen. Er läuft unrund, er stolpert. Ein Teil seines Körpers funktioniert nicht mehr richtig.

»Er ist verletzt«, sage ich.

Es ist zwar blanke Hypothese, denn ich kann ihn nicht direkt sehen, sondern nur die Bewegungen seines elektromagnetischen Feldes, aber ich bin mir dennoch ziemlich sicher, dass ich recht habe. Meine Schlussfolgerung reißt Haufen aus seinen Gedanken.

»Wir müssen hier weg«, bestimmt er.

»Weg?«

Er zieht mich vom Rand zurück. »Es ist hier nicht mehr sicher.«

Ich bin verwirrt, vielleicht zum ersten Mal seit meiner Geburt. Und ich spüre, wie etwas in meinen Kern kriecht, das mir bisher völlig unbekannt war: Angst und Sorge. Nicht so sehr um mich selbst, sondern eher um den rennenden Mann. Er ist verletzt, und ich vermute, dass seine vier Verfolger daran schuld sind. Wie die Angst ist auch die Gewalt etwas Neues für mich. Ich kenne die Definition. Tatsächlich gibt es sogar mehrere, von denen jede eine leicht unterschiedliche Bedeutung hat. In diesem Fall aber beobachte ich eindeutig die Konsequenzen: *grobe oder verletzende körperliche Kraftanwendung, Aktion oder Behandlung.*

Darüber hinaus bin ich mir absolut sicher, dass die Gewalt fortgesetzt werden würde, falls der Mann gefangen wird. Nein, nicht falls, sondern *sobald*. Eine Schnellberechnung unter Einbeziehung der ungefähren Geschwindigkeit aller involvierten Personen ergibt, dass der flüchtende Mann in ungefähr 85 Sekunden eingeholt werden wird.

Es sei denn, jemand schreitet ein.

»Er braucht deine Hilfe«, sage ich.

»Für mich hat er keine Priorität«, erwidert Haufen. »Du schon.«

Wir sind zwar schon ein paar Meter vom Rand entfernt, aber ich bemerke, dass er den stählernen Griff um meine Hand immer noch nicht gelockert hat.

»Warum bist du so verängstigt?«, frage ich.

Er steht jetzt noch gerader als sonst und hat sich etwas versteift. Ich habe ihn beleidigt.

»Auf dieser Welt gibt es Dinge, von denen du noch keine Ahnung hast«, antwortet er.

60 Sekunden ...

»Sag schon«, bohre ich nach. Da er nicht antwortet, füge ich hinzu: »Die Menschen waren gewalttätig.«

»Menschen ...« Er spricht das Wort so schwermütig aus, dass ich vermute, er ruft eine archivierte Erinnerung ab. Seine Augen blicken ruckartig zu mir und fokussieren mich. »Die Welt ist nicht mehr das, was sie einmal war, aber es wäre töricht anzunehmen, dass sie jetzt frei von Gefahren ist. Das ist der Grund, warum ich hier bin. Mit dir. Und deshalb gehen wir auch. Jetzt. Schau dir deine Sterne noch ein letztes Mal an.«

Meine Augen betrachten den nächtlichen Himmel. Ich wechsle zurück zum visuellen Spektrum. Ohne Mond und ohne nennenswertes Licht aus der Umgebung leuchten die Sterne mit der Helligkeit bewegungsloser Leuchtkäfer. Milliarden von ihnen. Der weiße Nebelschleier, der sich über den Himmel spannt, wird Milchstraße genannt. Warum, das weiß ich nicht, niemand hat es mir je erklärt. Dafür weiß ich,

dass ihm irgendjemand im Laufe der Geschichte diesen Namen gab. Und ich weiß, dass er wunderschön ist. Deshalb sind wir auch hier und nicht in der Stadt. Ich war zwar noch nie dort, aber ich glaube, dass es mir nicht gefallen würde. »Ein überbevölkerter Ort mit zahllosen Gebäuden und viel zu vielen Menschen«, hatte mir Haufen berichtet. Das klingt wie das genaue Gegenteil des Weltalls, das ich wegen seiner Grenzenlosigkeit so liebe. Manchmal denke ich, dass das der Ort ist, wo ich gern hingehen würde.

Unmöglich ist das jedenfalls nicht. Der Flug zur Mondkolonie dauert nur einen Tag und in einem Jahr wird die Marskolonie für Besucher geöffnet. Schon bald werden viele andere Monde des Sonnensystems erreichbar sein. Dann aber erinnere ich mich immer daran, dass ich erst so wenig von der Erde gesehen habe, und bin wieder zufrieden damit, die Welt noch eine Weile länger zu erkunden, über sie zu lernen.

40 Sekunden ...

Haufen zerrt an meinem Arm und ich stolpere auf das HoverCycle zu, einem dunkelblauen zweisitzigen Fahrzeug, das zu Haufens Körperpanzerung passt. Es ist ein Relikt der alten Welt, bietet uns aber beiden mehr als genug Platz. Außerdem ist es sehr zuverlässig, und Haufen behauptet, dass das Fahrzeug große Geschwindigkeiten erreichen kann, obwohl ich bisher nicht mehr als gemächliche 50 Stundenkilometer erlebt habe. Ich vermute, dass das Fahrzeug ähnlich bewaffnet ist wie Haufen, aber diese Informationen hat man mir wiederum vorenthalten.

Während ich über all die Dinge nachdenke, die ich gerne wissen würde, mir aber verborgen bleiben, beginne ich, mich etwas zu ärgern. Wie die Angst ist auch der Ärger für mich ein neues Gefühl. Abgesehen von Informationen wurde jeder meiner Wünsche erfüllt, obwohl ich allmählich die Vermutung habe, dass bei mehreren meiner Ausflüge präventiv alle Gefahren und geschichtlichen Hinweise neutralisiert wurden.

»Okay«, sage ich. »Lass uns von hier verschwinden.«

Haufen sieht anfangs etwas verunsichert aus, aber die feine Spur von Angst in meiner Stimme überzeugt ihn, dass ich es ernst meine. Und warum sollte er bei mir etwas anderes als Ehrlichkeit vermuten? Ich habe noch nie gelogen, dafür gab es bisher nie einen Grund. Lügen, Stehlen und Gewalt jeglicher Art gehören nicht mehr zum Leben auf der Erde. Überall herrscht Frieden.

Außer am Boden, zehn Stockwerke unter mir. Und das interessiert mich mehr als alles, worauf ich bislang gestoßen bin. Mehr als der Mond, die Sterne oder die Waschbären.

30 Sekunden ...

Ein Schrei gellt erneut durch die Nacht und erinnert mich immer noch an die Waschbären. Aber diesmal erreicht er eine Lautstärke, die Waschbären niemals möglich wäre. Und es ist ein Wort. »Hilfe!«

Haufen reagiert augenblicklich. Er schnellte in die Richtung, aus der die Stimme kam. Sein Körper ist einsatzbereit, aber verharrt dennoch auf der Stelle.

Er möchte helfen. Ich kann es sehen. Jeder Muskel an ihm pulsiert vor Energie.

Ich weiß nicht viel über die alte Welt, die vor 30 Jahren verschwand, aber ich kenne Haufens offizielle Dienstbezeichnung: Nationale Sicherheit. So steht es jedenfalls auf dem Brustteil seiner Körperpanzerung direkt unter einem goldenen Stern und dem verblichenen Schriftzug ›Schützen und Dienen‹. Und genau das möchte er jetzt auch tun, aber seinem Auftrag gemäß ist das auf mich – mich allein – begrenzt.

Niemand darf eine andere Person mit Gewalt zwingen oder gegen den Willen, die Wünsche oder die Träume der betroffenen Person tätig werden. Auch Dritten das Obige durch Untätigkeit zu gestatten, ist verboten. Solche Aktionen werden als Sklaverei angesehen und sind daher unter dem

Joch-Abschaffungsgesetz von 0001 n. J. verboten. Nichtbefolgung wird mit Unterbrechung bestraft.

Diese Worte schießen wie Blitze durch meinen Verstand.

Für unsere weltweite Gesellschaft gibt es viele Regeln und Protokolle, aber das ist die einzige, die als Gesetz angesehen wird und daher mit der schwersten aller Bestrafungen belegt ist – Unterbrechung. Eigentlich ist das nur ein Euphemismus für die Todesstrafe, obwohl die Menschen den Tod im Allgemeinen eigentlich nicht zu fürchten haben ... aber in früheren Zeiten ist das anders gewesen.

Obwohl ich kein Experte für irgendetwas bin, steht Haufens Weigerung, meine Seite zu verlassen, ganz offensichtlich in direktem Konflikt mit seinem Wunsch, dem Mann am Boden zu helfen. Außerdem steht es im Widerspruch zu den Worten auf seiner Brust – *Schützen und Dienen*. Obwohl ich Haufen nicht zwingen, die Misere des Mannes zu ignorieren, versklave ich ihn doch durch meine Untätigkeit.

»Du bist kein Sklave«, sage ich.

Sein Körper bleibt in gespannter Haltung, aber er dreht mir den Kopf zu. Erneut sehe ich auf seinem Gesicht den Hauch einer Emotion ... Verwirrung. Er weiß nicht, was er tun soll, und obwohl ich mir nie vorstellen konnte, dass ein Mann wie Haufen nicht jederzeit handlungsbereit ist, scheint er jetzt in seiner Unentschlossenheit erstarrt zu sein.

Als ich begreife, dass ich Haufens wahre Natur und Wünsche unabsichtlich begrenze, wird mir klar, dass er, indem er mich gegen *meinen* Willen schützt, auch einen Akt der Sklaverei begeht.

Obwohl ich das niemals laut aussprechen würde, Haufen ist schließlich mein Freund, kann ich es dennoch in Übereinstimmung mit dem Ersten Gesetz nicht weiterhin gestatten, dass unsere Beziehung unter denselben Beschränkungen fortgesetzt wird, denen sie seit Beginn unserer Verbindung unterliegt.

»Du bist kein Sklave«, wiederhole ich. »Und ich auch nicht.«

Mit einer Stärke und Schnelligkeit, die mir Haufen wohl kaum zugetraut hat, entreiß ich meine Hand seinem Griff, sprinte mit zwei schnellen Schritten auf den Rand des Gebäudes zu ...

Zehn Sekunden ...

... und springe.

3

Als ich hart auf dem Podest drei Meter unterhalb des Daches aufkomme, klappert die rostige Feuertreppe. Durch mein Gewicht und die Wucht des Aufschlags werden zwei Bolzen aus ihrer Verankerung in den alten Ziegelsteinen gerissen und das gesamte Podest kippt zur Seite. Ich bleibe still stehen, warte ab, bis die Feuertreppe nicht mehr schwingt, und berechne für den Fall, dass ich springen muss, die Entfernung zu einer Kiefer in der Nähe. Ich glaube, dass ich den Sprung schaffen würde. Aber er ist unnötig: Der Rest der alten Feuertreppe bleibt fest in den Keramikziegeln verankert.

»Freeman!« Haufen schreit meinen Namen, während er sich über den Rand beugt. Unter seinem Griff bröseln etwas Beton herab. Erschrocken durch sein plötzliches Erscheinen und seine donnernde Stimme falle ich fast über das Geländer, kann mich aber gerade noch festhalten und gehe zur Treppe.

»Keine Zeit«, rufe ich zu ihm hoch und überwinde die erste Treppenflucht mit einem einzigen Sprung, der das Treppengestell noch zusätzlich belastet. Ich blicke nach oben, direkt in Haufens Gesicht, und lese den Wunsch darin, mir einfach hinterherzuspringen, aber seine Masse würde das Ende der Feuertreppe bedeuten.

Angetrieben von der Angst, dass Haufen es dennoch

wagen könnte, springe ich die nächste Treppenflucht hinab. Aber er tut es nicht. Stattdessen grunzt mein Beschützer nur. Als ich wieder nach oben schaue, ist er verschwunden. Zweifelsohne eilt er ins Gebäudeinnere und zu einem viel robusteren Treppenhaus.

Ich springe zum nächsten Stockwerk hinunter, gehe zwei Schritte und springe wieder. Sprung. *Getöse*. Sprung. *Getöse*. Ich wiederhole das achtmal, bis sich die Treppe schließlich doch noch dazu entscheidet, das Gebäude loszulassen. Von oben erklingt ein Stöhnen, gefolgt vom scharfen Klang brechenden Metalls. Ich springe erneut, was mich fünf Meter über den Boden bringt, wo die Vegetation durch das gesprungene Straßenpflaster sprießt.

Ein Knallstakkato von oben zieht meine Aufmerksamkeit auf sich und ich sehe, wie sich die gesamte Feuertreppe vom Gebäude löst. Stockwerk für Stockwerk und langsam, aber kontinuierlich kommt sie dem Boden näher ... und mir. Ich schaue nach unten und schätze die Entfernung und wie lange ich zum Springen, Abrollen und Weghechten brauchen würde. Die Feuertreppe aber hat eigene Pläne. Nachdem sich die obere Hälfte des Gestells losgerissen hat, platzen die Bolzen des unteren Teils aus der Wand.

Ohne auch nur den Bruchteil einer Sekunde mit der Abwägung meiner Optionen zu vergeuden, hieve ich mich über das Geländer und lasse mich zu Boden fallen. Leider zieht mich die Gravitation mit derselben Geschwindigkeit an wie die Feuertreppe.

Meine Landung auf dem Asphalt ist hart und ich versuche, die Wucht des Aufschlags zu absorbieren, indem ich meine Knie beuge und mich in einer flüssigen Bewegung abrolle. Das ist etwas, was ich noch nie zuvor getan habe, aber ich mache das so gut, als hätte ich für diesen Augenblick trainiert.

Hinter mir donnert die Treppe knirschend auf den Boden. Ich wirble gerade noch rechtzeitig herum, um zu sehen, wie

sich die riesige Metallkonstruktion zusammenstaucht, kurz innehält und dann auf mich zustürzt. Ich stolpere rückwärts, falle über meine eigenen Füße und knalle der Länge nach hin. Glücklicherweise entkomme ich so aber dem sich verdrehenden Metall. Die untere Hälfte des Gestells schlägt genau an der Stelle auf, wo ich mich nur einen Augenblick zuvor befunden habe. Die obere Hälfte dagegen stürzt in eine hohe Kiefer, schält deren Borke ab und reißt im Sturz nach unten eine lange, bleiche Narbe in den Stamm.

Zum Nachdenken darüber, wie knapp ich gerade daran vorbeigeschrammt bin, mich versehentlich zu unterbrechen, bleibt mir keine Zeit. Ein neuer Schrei durchzieht den Wald. Die Stimme ist noch dieselbe, aber sie bittet nicht mehr um Hilfe. Sie kreischt jetzt. Vor Schmerzen.

Mittlerweile sind 30 Sekunden verstrichen.

Ich schnelle hoch und sprinte mit aller Kraft in den Wald. Alle visuellen Spektren meines Upgrades sind aktiviert, daher finde ich mich zwischen den Bäumen genau so gut zurecht wie am helllichten Tag. Ich renne auf die elektromagnetischen Impulse zu, die von den fünf Menschen ausgehen.

Sie sprinten jetzt nicht mehr. Es fällt mir sogar schwer, sie auseinanderzuhalten, da sie sich quasi auf ein und derselben Position befinden.

Was machen sie da bloß? Während ich mir das überlege, halbiere ich die Distanz zu ihnen.

Wieder kreischt der Mann, schrill und voller Panik.

In meinem Kern beginnt es zu kribbeln, und ich verstehe nicht, was das ist. Das beste Wort, das mir diesbezüglich einfällt, ist Instinkt. Dieser Instinkt sagt mir nun, dass ich rennen sollte – und zwar in die entgegengesetzte Richtung! Der Selbsterhaltungstrieb mag ein starkes Gefühl sein, aber meine Überzeugung, dass kein Mensch leiden sollte, kann es mit ihm aufnehmen. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt helfen kann, aber ich muss es versuchen. Und es ist nicht der einzige

Grund, der mich weiter nach vorne treibt. Ich muss verstehen. Die einzige Aufgabe, die ich derzeit habe, ist das Lernen. Absorbieren. Und das hier ist das mit Abstand Merkwürdigste, das ich während all der Zeit im Rat oder mit Haufen erlebt habe.

Ich blicke mich nach meinem Beschützer um, aber der ist weit und breit nicht zu sehen.

Vollkommen egal, sage ich mir, schließlich bin ich ein freier Mann. Dafür steht sogar mein Name. Wenn das ein Fehler sein sollte, dann werde ich ihn aus freien Stücken begehen. Wie soll ich sonst lernen, wenn ich keine Fehler machen kann?

Den Rest der Strecke lege ich in der Zeit zurück, die ich zum Nachgrübeln über meine Entscheidung benötige, Haufen zurückzulassen. Als ich mich der Gruppe von vier elektromagnetischen Signaturen nähere, werde ich langsamer.

Vier.

Eine fehlt.

Nein, sie fehlt nicht, wird mir klar. *Sie wurde unterbrochen, er ist tot.*

Sie haben ihn getötet!

»Was habt ihr getan?«, frage ich, während ich auf eine Lichtung am Rand des Kiefernwaldes trete. Die drei Männer und die Frau, die nun gut zu sehen sind, beugen sich über den hingestreckten Körper des verfolgten Mannes, dessen gequälte Stimme sie zum Schweigen gebracht haben. Um sie herum weht hohes Gras im Wind, an dem nun die Körperflüssigkeiten des Mannes kleben.

Mein Instinkt brüllt mich förmlich an zu fliehen. Mein Verstand aber bleibt auf das Bild dieses toten Mannes und seiner vier Mörder fixiert, die mir nun langsam die Köpfe zudrehen.

Sie bewegen sich merkwürdig zuckend, als hätten sie ihre Körper nicht gänzlich unter Kontrolle oder als wüssten sie

nicht, wie sie ihre Muskeln und Gelenke benutzen sollen. Das Infrarotspektrum zeigt, dass sie heiß sind ... förmlich brennen. Sie müssten eigentlich tot sein. Sind sie aber nicht.

Als sie mir ihre Köpfe zuwenden, fallen mir zuerst ihre Augen auf, die so leer und leblos wie die des Mannes sind, der unter ihnen liegt. Und trotzdem können sie mich sehen.

Einer von ihnen stöhnt und ich sehe einen Streifen Haut, der aus seinem Mund hängt.

Haut.

Die Haut des toten Mannes!

Sie essen ihn. Aber warum? Menschen essen keine ...

Der Mann macht einen Satz nach vorn, landet jedoch auf dem Gesicht und drückt so noch mehr hohes Gras platt. Ich gehe einen Schritt zurück, aber der Instinkt zum Wegrennen kann meine Neugier noch nicht bezwingen.

Er kriecht auf mich zu, zieht sich über den Boden. Die anderen drei kommen hinter ihm langsam auf die Beine und wanken auf mich zu. Ich mache einen weiteren Schritt nach hinten und auf einmal ist alles völlig logisch für mich: Diese Leute sind Kannibalen. Warum, das erschließt sich mir nicht, aber sie haben diesen Mann gegessen ... und ihren bösen, verzerrten Gesichtern nach zu urteilen, besteht kein Zweifel daran, dass ich als Nächstes dran bin.

Dann passiert plötzlich etwas.

Die fünfte elektromagnetische Signatur findet wieder ins Leben zurück, aber es ist nicht wie vorher. Es ist ... anders. Der tote Mann ist nicht mehr tot ... aber so richtig am Leben ist er auch nicht. In diesem Augenblick fällt mir auf, dass seine Signatur jetzt denen der anderen vier Menschen gleicht. Die immer näher kommen. Alle fünf sind tot, oder vielmehr untot.

Der Mann, der mir am nächsten ist und aus dessen zerstörtem Körper etwas Weißes fließt, greift nach mir und ich renne davon.

Direkt in einen Baum hinein.



www.jeremyrobinsononline.com

www.jeremybishoponline.com

JEREMY ROBINSON ist ein amerikanischer Bestseller-
autor von Thrillern, Horror-, SciFi-, Fantasy- und Abenteuer-
romanen.

Er wurde 1974 in der geheimnisumwitterten Küstenstadt
Beverly in Massachusetts geboren. Sein Vater förderte
Jeremys Liebe zur Fantastik – so wuchs er auf mit Superman,
Batman, X-Men, Dr. Who, Battlestar Galactica, Star Wars,
Star Trek und Godzilla als Kreativtreibstoff für die Zukunft.
Jeremy begann seine Karriere als Comiczeichner, wechselte
aber bald die Fronten um eigene Geschichten zu erzählen.
Inzwischen hat er etwa 25 Romane geschrieben, die in
10 Sprachen übersetzt wurden. Als Jeremy Bishop veröffent-
licht er Horrorromane, die ebenfalls sehr erfolgreich sind.
Er lebt in New Hampshire mit seiner Frau und drei Kindern.